# Sehnsucht nach Manahatouh

Autor(en): **Elsener, Roman**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **15 (2008)**

Heft 170

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-884935

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

# Sehnsucht nach Manahatouh

Im New Yorker Grossstadtdschungel träumt Roman Elsener heute von einem Wald, wie er ihn früher vor der Rorschacher Haustür fand.

Erster Bodenkontakt am Morgen: lackiertes Holz. Plättchenboden im Badezimmer, Linoleum in der Küche und im Hausflur. Eine Steintreppe bringt mich auf den Gehsteig. Asphalt bis zur Subway, die Eisentreppe hoch bis zur Plattform vor der Brücke, dann gehts mit der silbernen Wagenkarawane über die immense Stahlkonstruktion der Williamsburg Bridge nach Manhattan. Immer – wenn nicht im übertragenen, so doch im konkreten Sinn – fester Boden unter den Füssen. Nie jene weiche, abfedernde, duftende Mischung aus Nadeln und Blättern, morschem Holz und modrigem Moos, wie man sie aus unseren Wäldern kennt und in der City auch nach Jahren noch vermisst.

«Das Sonnenlicht fällt durch das Tragwerk in die fahrenden Waggons und lässt ein konstantes Flimmern entstehen. Auf der anderen Seite erhebt sich die Stadt in weissen Haufen und zuckerigen Klumpen, gebaut mit einem Wunsch aus nichtriechendem Geld. Wenn die Stadt von der Brücke aus auftaucht, sieht man sie jedes Mal zum ersten Mal, mit ihrem wilden, ursprünglichen Versprechen allen Mysteriums und der Schönheit der Welt.»

Dies schreibt F. Scott Fitzgerald in «The Great Gatsby». Achtes Weltwunder nennt die Metropole am Hudson der schweiz-französische Architekt Bernhard Tschumi in seinem Atelier in Chelsea, Mutter aller Städte wähnte sie Max Frisch auf einer Dachterrasse an der Upper West Side, der amerikanische Satiriker Kurt Vonnegut erklärt die City zum «Wolkenkratzer Nationalpark». Hundertmal habe er gedacht: Eine Katastrophe, befand Le Corbusier und fügte an, «eine wunderschöne Katastrophe».

### Wald von Anzeigetafeln

Hochhäuser, Strassenschluchten, Mauern, Lift- und Luftschächte, Tunnels, Beton, Glas und Asphalt. Was kann hier Schönheit ausmachen, was regt solch liebhaberisches Schwärmen an? Ein menschliches Ameisenvolk rennt darin herum, emsig produzierend, verarbeitend, essend, trinkend, scheissend. Eine bunte Kloake, eine Brutstätte, der Vorhof zur Hölle. Der Schweizer Schriftsteller Catalin Florescu sieht in der Stadt «einen gigantischen steinernen Friedhof», kalt

KIEFER

Ein menschliches Ameisenvolk rennt darin herum, emsig produzierend, verarbeitend, essend, trinkend, scheissend. Eine bunte Kloake, eine Brutstätte, der Vorhof zur Hölle.

und eisig, abweisend, zusammengepfercht in Anonymität. Die Autorin Cynthia Heimel bezeichnet New York als «Combat Zone» – Kampfgebiet – wer nicht mit einer eigenen Meinung ins Gefecht geht, komme nicht durch die Tunnels und über die Brücken.

Frei nach Frank Sinatras Song: Wer hier überlebt, überlebt überall. Ein Dschungelleben, hier lauert eine Schlange, dort tigert einer durch die Strassen, ein Bär versperrt einem den Weg in den Club oder den Supermarkt, eine Schar langbeiniger Antilopen hüpft über den Fussgängerstreifen, Elefanten hupen. Des Nachts reissen Wölfe Schafe auf, heulen Koyoten in den Clubs und Gassen, schleichen fiese Ratten und listige Füchse durch die Bars.

Verloren in der Grossstadt, im Wald der Lichter und Anzeigetafeln. Der New Yorker Erfolgsautor Paul Auster beschreibt es in «City of Glass» so: «In diesem unerschöpflichen Raum, diesem Labyrinth endloser Treppen war es egal, wie weit er ging, wie gut er die Nachbarschaft und Strassen kennen lernte, das Gefühl, sich verirrt zu haben, liess ihn nie los.»

### Keine Ganoven im Park

Der Sprüche über New Yorker sind viele, geprägt sind sie meist vom Sarkasmus derer, die sich mit den klaffenden Widersprüchen und Gegensätzlichkeiten, die der Urban Jungle in sich vereinigt, abgefunden haben, ihn gar genüsslich weiterverteilen: «Diese Stadt ist kein Betondschungel, sie ist ein Menschenzoo», findet der Autor Desmond Morris. Und sowohl auf die tausend Akzente wie auf das weitgehend fehlende Grün anspielend schreibt Fletcher Knebel: «Tree steht hier für die Zahl zwischen zwei und vier» – Bäume bedeuten zwischen Wall Street und Midtown weniger als Zahlen. Und noch eines macht gemäss dem Essayisten Simeon Strunsky den Dschungel aus: «New York hat mehr Einsiedler als alle Wälder und Berge der USA zusammen.»

Die Natur kommt zu kurz in dieser Metropole, erst recht für einen, der an der mitteleuropäischen Oase Bodensee aufgewachsen ist, wo üppiger das Grün nicht sein könnte. Doch in New York gibt es nichts, was es nicht gibt, heisst es im amerikanischen Volksmund, und so hat man sogar an den Wald gedacht, er heisst «Ramble» und schliesst an das Seelein im Central Park, New Yorks 3,4 Quadratkilometer grosse «grüne Lunge», an. Tatsächlich wähnt man sich in diesen hintersten Ecken des Parks, wo auch künstlich angelegte Bächlein fliessen, fernab der Grossstadt, die in den Sommermonaten durch die Blätter der Bäume nicht mehr auszumachen ist.

Noch Anfang der neunziger Jahre liess Rambo Sylvester Stallone verlauten, er traue sich ja vieles, würde aber nie nach Mitternacht durch den Ramble im Central Park spazieren. Heute könnte er mit dem Kinderwagen durch das harmlose Wäldchen flanieren, verdrängt wurde das Illegale, das Raue und die Räuber, die doch zum Wald gehören. Kein schneller Sex mehr zwischen den Bäumen für schwule Liebespärchen, heute patrouillieren die Hündeler. Die 15 Hektare Wald sind überlaufen von chronischen Joggern und hyperinteressierten Vogelbeobachtern, selbst die zutraulichen Eichhörnchen wünschten sich etwas mehr Ruhe.

### Alles menschengemacht

Kein Wald in unserem Sinne also. Brooklyn bietet sich an, allerdings nicht das trendige Williamsburg, wo der Greenpoint Park seinem Namen mit unebenen Asphaltplätzen und holprigem Sandboden keine Ehre macht; hier liegt sonntags höchstens, wer es samstags nicht ins Bett geschafft hat. Eher schon der Prospect Park, der zwar etwas kleiner ist als der Central Park, in dessen «Ravine» aber der «letzte Wald in Brooklyn» stehe, wie Wikipedia weiss. Hier lässt sich ein Sommernachmittag verbringen, kein Zweifel, aber wo bleibt die Aussicht?

Fünfsterne-Blick nannten wir auf Familienreisen solche Aussichtspunkte, «Michelin» wusste, wo sie zu finden waren. Die gibt es in New York, auch wenn der schönste von ihnen, der Ausblick vom Dach des World Trade Centers, den Anschlägen vom 11. September zum Opfer fiel. Das Empire State Building macht einem eindrücklich bewusst, was hier, so weit das Auge reicht, von Menschenhand geschaffen wurde. Der Blick von der Brooklyn Bridge auf Downtown Manhattan bleibt unvergesslich, auch die Aussicht von der Krone der Freiheitsstatue auf die Stadt, die die «Armen, Verfolgten und Ausgestossenen» aufnehmen will, prägt sich ein.

Aber eben: Kein Grün, kein Wald, keine zerklüfteten Berge, sanfte Hügel. Sticht man dagegen etwa zwischen dem Schulhaus Steig und dem Altersheim Rorschacherberg hoch, verlässt man die Zivilisation bereits, wenn man unter der Autobahnbrücke durch beim Hüttenmoos ist, steigt weiter hinauf zur Kolprüti, um am Waldrand vom Fronberg einen unglaublichen Ausblick auf den Sonnenuntergang und den See zu erhalten, von dem man spätestens jetzt versteht, warum er auch Schwäbisches Meer heisst.

### Anarchistische Spontanaktion

Doch wir drehen uns wieder um, hangwärts, und jetzt geht es erst richtig los: Kein Dschungel zwar, aber wir verlassen das fein schweizerisch Geordnete und Regulierte, die gestauchten Hecken und bekiesten Rasenränder, das frisch geschnittene Gras – der beste Duft der Welt! Wir stechen in richtigen Wald, von Grüncontainern und eifrig aufräumenden Schulklassen verschont, die gelben Wegweiser noch nicht mit exakten Minutenangaben versehen, hier darf man streifen, sich verlieren. Wehe dem, der in einem Schweizer Wald ein Stück privates Gut für sich beansprucht: Die Verbotstafel gehört nach guter eidgenössischer Selbstverantwortung ausgerissen und ins Tobel geworfen, der Wald ist für alle da. Das hat mich schon mein Vater, den sie im Gemeinderat in den siebziger Jahren «Bäumli-Elsener» nannten, einst in Untereggen in einer geradezu anarchistischen Spontanaktion gelehrt.

Hier kommt der Wald, mit seinen steilen, teils unbegehbaren Bachläufen, enge undurchdringliche Tannenwäldchen, Sumpfgebiete vor verendenden Rinnsalen, Kräuter und Sträucher, Blumen, Insekten und Käfer. War das ein Reh zwischen jenen Stämmen? Oder hat uns der Wind in den Ästen mit dem Sonnenlicht etwas vorgegaukelt? Macht der fallende Baum im Wald ein Geräusch, wenn es niemand hört? Oh ja! Das Gehölz flüstert und knarrt, ächzt und säuselt, im Wald herrscht keine Stille, es ist Ruhe.

### Waldersatz

Sich im Wald als Mensch zu spüren ist eine Erfahrung, die man nirgends sonst machen kann. Im immer noch fantastischen Büchlein «Walden» beschrieb sie H. D. Thoreau 1854 eingehend: «Man lässt Dinge hinter sich, überquert eine unsichtbare Grenze, neue, universelle und befreiende Gesetze entstehen, alte Regeln weiten sich und werden zu seinen Gunsten interpretiert, man lebt mit der Lizenz einer höheren Ordnung der Wesen.»

Darauf muss der New Yorker verzichten. Sich ausklinken – «Sorry, Jungs, ich mach für heute Schluss und gehe auf einen Spaziergang durch den Wald» – gibt es nicht. Ersatz dafür sehr wohl: in Kunst, Unterhaltung, Kultur und Wissenschaft, Konsum.

Doch ein Surrogat ist nicht «the real thing», das wusste auch der erfahrungssüchtige Henry Miller: «Mein einziger Gedanke ist es, aus New York hinaus zu kommen, um etwas Echtes zu erleben.» Es mag für die verkorkste Liebe der New Yorker für ihre Stadt sprechen, wenn sie arrogant behaupten: «You ain't going nowhere when you leave New York.» Tatsache bleibt: Wer hinauskommt, nur schon eineinhalb Stunden Richtung Norden, vielleicht nach Sleepy Hollow oder Tarrytown, findet es, das Echte: Wälder, Hügel, Bäche, Seen wie man sie aus Naturfilmen kennt und sich die riesigen Reservate Kanadas vorstellt. Das ist das wirkliche Indianerland, durch diese Gehölze streiften sie tatsächlich, die Irokesen und die Mohikaner, die Oneida und die Delaware, die der Insel zwischen dem Hudson und dem East River ihren Namen gaben: Manahatouh – der Ort, von dem das Holz kommt, mit dem Pfeil und Bogen gemacht werden.

**Roman Elsener**, 1967, ist Journalist und Musiker in New York.

SIEBENSCHLÄFER

Ziemlich verbreitet, aber kaum sichtbar. Er ist ein guter Kletterer, aber im Gegensatz zum artverwandten Eichhörnchen ein ausgesprochenes Nachttier. Sein Winterschlaf dauert sieben bi s neun Monate.

Bild: Georg Gatsas